

In knapp vier Seiten gelingt es den Autoren, die wesentlichen Konstrukte der klientenzentrierten Persönlichkeitstheorie und Therapietheorie von Carl R. Rogers darzulegen. Kreativität ist Ausdruck der Aktualisierungstendenz, der Tendenz sich auszudehnen und sich zu erhalten. Mit der Offenheit gegenüber dem eigenen Erleben wird auch sozial konstruktive Kreativität möglich; eine Bewertung solcher materialisierter schöpferischer Ideen nimmt Bezug auf die eigene organismische Reaktion. Die Transformationsmöglichkeiten des spielerischen kreativen Umgangs finden sich im Konzept der „Creative Connection“ von Natalie Rogers, der Tochter von Carl Rogers. In der von ihr auf klientenzentrierter Grundlage entwickelten „Expressive Arts Therapy“ wird dem Klienten bzw. der Klientin die Möglichkeit eingeräumt, einen Ausdruck auf mehrere andere Ausdrucksformen zu transformieren. Der Selbsterforschungsprozess gewinnt damit eine schrittweise Differenziertheit, die komplexe Möglichkeiten der Erkenntnis eröffnet. Es wird aber auch auf das wesentliche Element klientenzentrierter Psychotherapie hingewiesen: Entwicklung bedarf förderlicher Bedingungen. Es bedarf einer Begleitung, die den Menschen und seinen geschaffenen Werken mit einfühlendem Verstehen, Akzeptanz und Authentizität gegenübertritt.

Hervorzuheben ist, gerade im Zusammenhang mit Kunsttherapie, die sich zumeist nur auf Protokolle und ggf. die Werke bzw. ihre Abbildungen der Klienten stützen kann, dass hier von den Autoren die Arbeit der Praktiker und Praktikerinnen besonders gewürdigt wird, als eine Arbeit, „die unter dem Handlungszwang steht, in der Praxis die einmalige therapeutische Situation im Interesse der KlientInnen und gemeinsam mit ihnen zur Bearbeitung ihrer Probleme zu gestalten.“ „Was professionelle Psychotherapeuten können, ist zu einem nicht unerheblichen Teil etwas anderes, als in ihren offiziellen Theorien beschrieben wird“, wird Buchholz (1999) zitiert, um auf die Differenz von Theorie und Praxis zu verweisen.

Im zweiten Teil des Einleitungskapitels geht es um klientenzentrierte Kunsttherapie in institutionellen Handlungsfeldern der psychosozialen Versorgung. Hier kommt einer der im Anhang benannten Arbeitsschwerpunkte von Eberhard Nölke, nämlich Theorien und Methoden psychosozialer Arbeit, zum Tragen. Klug und informativ

werden soziale Institutionen und institutionelle Handlungsfelder von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus erläutert sowie dargelegt, welche Funktion dem kunsttherapeutischen Angebot zukommt: Freiräume bereitzustellen, in denen das eigene Handeln erfahrbar und das gestalterische Tun erprobt werden kann, um Ganzheitlichkeit und Wohlbefinden sowie Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein zu erreichen.

In der Folge werden nun die einzelnen institutionellen Handlungsfelder beschrieben und mit Zahlen und Informationen belegt. Als Beispiel sei herausgegriffen, dass Bildungsangebote der Jugendarbeit und außerschulischen Jugendbildung in Deutschland in 14 753 Einrichtungen mit 37 878 Mitarbeitern bestehen.

So entsteht ein sozialpsychologisches Gesamtbild von in Deutschland lebenden Menschen, die von Migration, globaler Flucht und Vertreibung, Zuflucht vor Gewalt, geistiger Behinderung, psychiatrischen Erkrankungen, Strafvollzug und altersbedingter Beeinträchtigung betroffen sind. Die Art und Weise, wie in diesem Buch über diese Menschen, deren Notlagen, widrige Lebensbedingungen, traumatisierende Erfahrungen berichtet wird, lässt erkennen, dass hinter jeder einzelnen Zahl eine menschliche Biografie steht, der mit Wertschätzung und Respekt begegnet wird.

In den einzelnen Beiträgen, die von Ina Lorenz, Barbara Wilz, Ingrid Dahlen, Brigitte Lampke, Anette Ciesla und Andreas Hett geschrieben sind, erhält der Leser bzw. die Leserin Gelegenheit, den Therapeuten und Therapeutinnen bei der Arbeit zuzuschauen und die Arbeit auch anhand der Werke der Klienten bzw. Klientinnen „anzuschauen“. Eindrucksvoll belegen diese Beiträge, was klientenzentrierte Kunsttherapie ist, was sie vermag und mit welchem hohem Empathie- und Beziehungsverständnis hier von engagierten Therapeuten und Therapeutinnen gearbeitet wird.

Es geht um die Würde und den Respekt vor den Personen und ihren vielfältigen schöpferischen Ausdrucksformen, schreiben die Autoren in ihrem Nachwort. Dies aufzuzeigen gelingt den Herausgebern und Gestaltern der einzelnen Beiträge.

Kurzum: Dieses Fachbuch, das für Theoretiker wie für Praktiker von hohem Informationsgehalt ist, ist darüber hinaus als humanistisches Lesebuch zu empfehlen.

Karin Wunderlich

Keith Tudor und Mike Worrall: Person-Centred Therapy. A Clinical Philosophy.

London/New York: Routledge, 2006. 305 Seiten, ISBN 978 1583 911242 (pbk), € 29,99/ SFr 46,90.

Der Titel verspricht nicht zu viel: Hier liegt ein breit angelegter und mit Liebe zum Detail durchgehaltener Anlauf vor, personenzentrierte Theorie neu aufzurollen. „Zwei Aufgaben fallen jeder Generation neu zu“, sagen die Autoren, „alte Weisheit wiederzuentdecken und zu überdenken, und sie mit neueren, laufenden Entwicklungen in

Verbindung zu setzen. Rogers hat das zu seiner Zeit getan, und wir wollen hier etwas Ähnliches anbieten“ (S. 8).

Ein ehrgeiziges Projekt, mit großen Zielen: Zum einen soll personenzentrierte Psychotherapie als fundiert, wissenschaftlich gut untersucht und konkreten philosophischen Prinzipien verpflichtet

positioniert werden. Zum anderen wollen Tudor und Worrall zur selbstständigen Auseinandersetzung mit und Weiterentwicklung von personenzentrierter Theorie anregen. Ihre Vorgangsweise dabei beschreiben die beiden Autoren mit „zurück in die Zukunft“: Rogers' Texte werden in den Kontext ihrer historischen Wurzeln und Querverbindungen gestellt, um davon ausgehend Schlussfolgerungen zu ziehen und Bezüge zu aktuellen Tendenzen und Theorien abzuleiten. Wie Richard House in einer vorangestellten Rezension festhält, fehlt es den Autoren dabei nicht an Mut, gegebenenfalls auch „heilige Kühe“ in Frage zu stellen.

All jene, die sich beim Lesen des Titels Gedanken darüber machen, wie „Clinical Philosophy“ gemeint sein könnte, werden gleich zu Beginn angesprochen: Zugrunde liegt Rogers' Sicht des Personenzentrierten Ansatzes als „way of being“, also als Lebensphilosophie, die er jedoch aus der spezifischen Beziehung zwischen Therapeut und Klient heraus formuliert hat und die auch schwerpunktmäßig in diesem Bereich Anwendung findet. Die Autoren betonen, dass sie das Wort „klinisch“ in der Bedeutung „auf die therapeutische Praxis bezogen“ und ohne den gängigen Beigeschmack von „kalt und unpersönlich“ verstanden wissen wollen.

Dem Thema Philosophie ist das erste Kapitel gewidmet: Einer kurzen Erläuterung zum Philosophieverständnis der Autoren (hier wird auf Wittgenstein Bezug genommen), folgen eine kritische Auseinandersetzung mit Rogers' Gebrauch von philosophischen Begriffen, allen voran der Termini „notwendig“ und „hinreichend“, und ein Überblick über die wichtigsten philosophischen Einflüsse auf das Denken von Carl Rogers. Rogers' spezielle Position zwischen Moderne und Postmoderne wird angesprochen und darauf hingewiesen, dass er zu seiner Zeit vielfach für seine Erfahrungen noch nicht die entsprechenden Begriffe vorfinden konnte und so gesehen als Therapeut und Theoretiker inkonsistent war. Das Kapitel schließt mit einem Blick in Richtung „Sprache und Metaphern“ und dem Hinweis auf die Wichtigkeit des Bewusstseins um deren Wirkung und unerwünschte Nebenwirkungen.

Kapitel zwei kann in gewisser Hinsicht als Herzstück des Buches gesehen werden: Für Tudor und Worrall steht der Organismusbegriff im Zentrum des Ansatzes und ihm widmen sie sich hier in aller Gründlichkeit. In den Ausführungen begegnen wir Kurt Goldsteins Klassiker „Der Organismus“ ebenso wie den Schriften von Andreas Angyal und der Prozessphilosophie von Alfred North Whitehead; auch der Bogen zur aktuellen Neurobiologie wird gespannt. Natur und Eigenschaften des Organismus werden diskutiert und definiert. Da diesem Konzept in der personenzentrierten Literatur bisher verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde, kommt dieser Auseinandersetzung sicherlich besonderes Interesse zu.

Im dritten Kapitel geht es um Aktualisierungstendenz und formative Tendenz. Tudor und Worrall zufolge hat ein Organismus nicht eine Aktualisierungstendenz, er ist eine: Jeder lebendige Organismus tendiert dazu, sich zu aktualisieren. Ein Organismus, der das nicht tut, ist tot. Sind die Umweltbedingungen günstig, so

ist Aktualisierung unvermeidlich. Das sehen die Autoren quasi als Naturgesetz, sie ziehen den Vergleich zu Gewicht im Verhältnis zu Schwerkraft. Die Bereitschaft des Therapeuten zur Nondirektivität ist ihrer Ansicht nach letztlich nur aufgrund seines Vertrauens in die Tendenz seines Klienten, sich zu aktualisieren, möglich. Zum Thema formative Tendenz äußern sich die Autoren neutral-zurückhaltend bis skeptisch.

Das Thema „Selbst“ wird – ausgehend von den Grundgedanken zum Organismus und seinen Tendenzen – im vierten Kapitel behandelt. Rogers' Vorstellungen dazu werden in Beziehung zur Geschichte des Begriffes im Allgemeinen und der Selbstpsychologie im Speziellen gesetzt. Zu den philosophischen Bezügen wird eine Übersicht im Anhang des Buches geboten. Auch auf neuere Entwicklungen innerhalb des Ansatzes wird kurz eingegangen.

Kapitel 5 ist den Konzepten „Person“ und „Persönlichkeit“ gewidmet; Kapitel 6 unter dem zunächst etwas exotisch anmutenden Titel „Alienation“ (Entfremdung) dem Thema „Gesundheit und Krankheit“. Hier stellen die Autoren recht ungewohnte Bezüge her: Unter vergleichender Heranziehung eines marxistischen Persönlichkeitskonzeptes diskutieren sie die Wichtigkeit einer kontextuellen und historisch orientierten Perspektive auf den Klienten. Die Sinnhaftigkeit einer derartigen Sichtweise wird letztlich daran gemessen, wieweit sie dem Therapeuten zu mehr empathischem Verständnis und bedingungsloser Akzeptanz verhilft. Grundsätzlich wird dem Wissen um pathologische Strukturen in der Gesellschaft – nicht zuletzt auch im Sinne einer Hinterfragung dessen, was beim Klienten als pathologisch erachtet wird – Bedeutung eingeräumt.

Kritisch untersucht werden – in Kapitel 7 – auch die sechs personenzentrierten „Bedingungen“. Ein spezieller Diskussionspunkt dabei ist, dass ein Modell therapeutischer Bedingungen einen linearen „Wenn-dann“-Prozess implizieren kann. Die Autoren wollen die bekannten Bedingungen daher stets im Beziehungskontext und in den jeweiligen Persönlichkeiten von Therapeutin und Klientin verankert sehen: als etwas, das von beiden gemeinsam laufend neu erschaffen werden muss.

In Kapitel 8 geht es schließlich um den therapeutischen Prozess und seine Ergebnisse. Eine mit Beispielen illustrierte Übersicht zu den Prozessstadien findet sich im Anhang des Buches.

Kapitel 9, „Environment“, unterstreicht abschließend noch einmal die Bedeutung, die Tudor und Worrall dem Umweltkontext zumessen. Der Organismus kann nicht außerhalb seiner Umwelt verstanden werden, beide stehen in einer dynamischen Beziehung. Zum einen erschaffen Therapeutin und Klientin gemeinsam die therapeutische Umwelt, zum anderen ist auch Personenzentrierte Psychotherapie in ihrem – nicht zuletzt auch politischen – Kontext zu sehen.

Insgesamt gesehen: ein spannendes und bereicherndes Werk und eine Fundgrube an Materialien und Anregungen. Pointierte Wortspiele, aus ungewohnten Perspektiven heraus gestellte Fragen und die klaren Stellungnahmen der Autoren halten den Leser bzw.

die Leserin auch dann noch bei der Stange, wenn der Kopf ob des dichten Inhaltes schon etwas heiß geworden ist. Die Fokussierung auf die zentrale Position des Organismusbegriffs und die Verortung des Personenzentrierten Ansatzes als eine „organismische Psychologie“ (und weniger eine Psychologie des Selbst) ist wohl als spezifische Schwerpunktsetzung zu sehen. Allein damit, dass der Impuls

zur eigenen theoretischen Auseinandersetzung ausgelöst wird, bedeutet bereits, dass eines der von ihnen angestrebten Ziele erreicht worden ist. Eine Übersetzung ins Deutsche, die das Buch auch in unserem Sprachraum leichter zugänglich machen würde, wäre äußerst wünschenswert.

Beatrix Teichmann-Wirth

Johannes Wiltschko: Focusing und Philosophie. Eugene T. Gendlin über die Praxis körperbezogenen Philosophierens

Wien: Facultas, 2008. 174 Seiten, ISBN 978-3-7089-0189-3, € 20,50/SFr 34,50.

„Dort, wo die Sprache aufhört, wohnen wir wirklich“, so zitiert Wiltschko (S. 15) den Philosophen und Psychologen Eugene Gendlin am Beginn des Buches. Von diesem Wohnort handelt es und lädt ein, sich in diesem mauerlosen Haus umzusehen, vielleicht sogar dauerhaft niederzulassen.

Vieles konnte ich im Zuge der Lektüre erleben, körperlich spürbar, und immer wieder, wenn ich mich nicht allein um ein kognitives Verstehen bemüht habe, wo allzu schnell Anstrengung und Verkrampfung spürbar wurde, sondern den An-Klang in mir wahrnahm, eröffnete es Welten in mir.

Es geht um Philosophie, darüber hinaus um eine Alltags- und Lebenspraxis, zu welcher auch die Psychotherapie zählt, und um den Körper als „Wahrnehmungs-Schiff“ durch den Prozess des Lebens. Das Buch rührt an die Wurzeln des Lebens, um das vielleicht derart pathetisch auszudrücken. Und darin hat es mich berührt. Lasse ich einen Felt Sense dazu kommen, so erscheinen Begriffe komplex, manchmal kompliziert, tief, neu, berührend, inspirierend, anrührend, bewegend; so wie die Lektüre für mich bewegend war.

Das Buch ist bei aller Genauigkeit in der Begriffsbestimmung ein erfahrungszentriertes; die Begriffe und die theoretische Darstellung sind – konsequent im Focusing-orientierten Zugang – immer mit dem Inneren des körperlichen Erlebens verbunden. Gendlin ist darin leiblich anwesend, in der ihm je eigenen leidenschaftlichen Beziehung zum Leben.

Johannes Wiltschko, ein langjähriger Mitarbeiter und intimer Kenner des Werkes von Gendlin, hat als Herausgeber diesem Fluss im Buch, dem Tonbandaufnahmen zugrunde liegen, also die Transkription von einer „aus der momentanen Situation heraus geborenen Sprache“ (S. 24), dankenswerterweise Rechnung getragen.

Nach einer Einführung zur Praxis des Denkens mit dem Felt Sense über flüssiges Denken und fixierte Strukturen befasst sich Gendlin mit der Sprache, die aus dem Körper kommt, einer „frischen Sprache“, wie Gendlin sie bezeichnet, die dort beginnt, wo Sprache im herkömmlichen Sinn zunächst aufhört.

Die zwei folgenden Kapitel („Was ist Philosophie?“, „Das postmoderne Dilemma“) befassen sich im engeren Sinne mit Philosophie, mit philosophischen Traditionen, der Beziehung zwischen dem Erleben und Konzepten, mit Objektivität und Subjektivität wie auch mit Gendlins Metamodell, wonach sich aus jedem Erlebnis ein Modell herauschälen lässt.

Es folgen psychotherapienähere Kapitel zum Felt Sense und über zentrale, „komische Konzepte“, wie sie Gendlin nennt, im Focusing. Die Darstellung dieser „komischen Konzepte“ wie „carrying forward“, „Kreuzen“, „implizite Steuerung“, „Implizieren“ und „ungeteilte Vielheit“ haben mein Verständnis von diesen Konzepten bereichert und intensiviert.

Nach einem Kapitel über den Körper, das die Interaktionalität des Körpers und seine zentrale Rolle in der Bewertung von Situationen ins Bewusstsein rückt, kehrt das Buch sozusagen wieder mehr in philosophische Gefilde zurück, in der Beschreibung von Focusing als Werkzeug des Denkens. Dieses Kapitel möchte ich, wenn es darum geht, sich an eigene Gedanken heranzuwagen und diese mit anderen zu teilen, allen zögernden, ängstlichen Menschen ans Herz legen.

Nach einem Abschnitt über das Ich schließt das Buch mit einem Abschnitt über die „Erste-Person-Wissenschaft“, welche Gendlin der Naturwissenschaft und der Ökologie zur Seite stellt. In der „Erste-Person-Wissenschaft“ kommen das Ich und das Du vor, die die Wissenschaft betreiben. Es gehe nicht wie in den Naturwissenschaften um die Betrachtung von „toten“ Einzelteilen und auch nicht wie in der Ökologie um das Aufgehen im Ganzen, sondern um eine dritte Wissenschaft, „dessen Basiskonzepte Prozesse sind“ (S. 153). Somit gehe es hier um die Beziehung von implizitem Erleben und der Logik, denn „wenn man Logik und Erleben in einer bestimmten Weise aufeinander bezieht, stärkt es beide“ (S. 157).

Das Buch endet mit einer Zusammenstellung von zentralen Sätzen, begleitet von Wiltschkos Einladung, sie mit dem Felt Sense zu lesen, um sodann „das implizit Verstandene zu explizieren, also